

Edith

Ende Juni 1945

Schweißgebadet erwachte Edith. Sie brauchte einen Moment, um sich zu orientieren. Dann sah sie das kleine Giebelfenster, durch das noch ausreichend Licht einfiel. Dem Stand der Sonne nach hatte sie nicht mehr als zwei Stunden geschlafen. Viel ausgeruhter fühlte sie sich jedoch nicht. Schon seit Wochen schlief sie schlecht, träumte immer wieder von den letzten Monaten in Groß Spiegel, von ihrer Schwester Esther und der übereilten Flucht. Wie lästige Gespenster hatten sich die Erinnerungen in ihrem Kopf eingenistet, versteckten sich bei Tag, huschten nur hin und wieder durch ihre Gedanken, um zu zeigen, dass sie noch da waren. Doch in der Nacht oder wenn sie schlief, krochen sie hervor und spukten und polterten durch all ihre Träume.

Langsam ließ Edith ihren Blick weiter über den kleinen Dachboden schweifen. Als sie zu der Luke sah, die hinabführte, erschrak sie kurz. Neben der Leiter saß ein Mädchen und wühlte in ihrem Koffer, den Edith neben dem Hocker abgestellt hatte. Die Kleine hielt die wenigen Fotos, die Edith in der Eile eingepackt hatte, in den Händen und sah sie sich neugierig an. Ganz oben war das Bild ihrer Schwester zu sehen. Edith erkannte den Blumenkranz in ihrem Haar, den sie Esther extra für den Termin mit dem Fotografen geflochten hatte.

Als Edith sich leise räusperte, blickte das Mädchen auf. Es blieb stumm, regte sich nicht und starrte Edith nur an. Erst als von unten ein kurzer Pfiff ertönte, ließ das Mädchen die Fotos fallen, kletterte flink die Leiter hinunter und verschwand aus Ediths Sichtfeld.

Edith stand nun ebenfalls auf, lief etwas gebückt zur Leiter und stieg ebenso hinab, nachdem sie die Fotos sorgsam wieder im Koffer verstaut und ihn zugeklappt hatte.

Die Hütte war leer, doch von draußen drangen Stimmen herein. Sie folgte den Geräuschen und trat durch die Tür vors Haus. Ein kleines Feuer brannte, drum herum saßen im Gras oder auf einer Bank eine Handvoll Menschen und unterhielten sich. Das Mädchen entdeckte sie auf dem Schoß einer jungen Frau, die nicht älter als ihre Schwester Esther zu sein schien. Beide trugen das gleiche Kopftuch. Doch während ein paar Blümchen aus weißer Spitze den Rock des Mädchens zierten, war das Kleid der Mutter schlicht gehalten und augenscheinlich schon viel getragen worden. Edith vermutete, dass dies die Mutter und ihre ältere Tochter waren, die laut Magda ebenso in der Hütte wohnten.

Edith blickte sich kurz suchend um. Etwas abseits des Feuers im Schatten einer jungen Kastanie entdeckte sie auf einer leicht verschlissenen Wolledecke nun auch das Baby. Trotz der noch warmen Temperaturen lag es dick eingemummelt da und schlief.

Neben der Frau und dem Mädchen saß ein junger Mann im Gras. Das eine Bein hatte er gerade ausgestreckt. Zwischen dem Hosensaum und dem Strumpfband lugte statt eines Knöchels etwas Hölzernes hervor. Das musste Alfons sein, von dem Magda nicht gerade in den höchsten Tönen gesprochen hatte. Das strohblonde Haar fiel ihm in sein schmales, markantes Gesicht. Spitzbübisch kitzelte er Simone, die deshalb auf dem Schoß ihrer Mutter hin und her zappelte. Doch trotz seines Lächelns, das er dabei auf den Lippen trug, lag in seinem Blick eine Nachdenklichkeit, die Edith sofort auffiel.

Das ältere Pärchen, das ebenso in der Hütte leben sollte, konnte Edith nicht in der Gruppe ausmachen. Dafür saßen zwei junge Mädchen auf der Bank. Edith vermutete, dass sie ebenso Vertriebene waren und zu den sudetendeutschen Familien gehörten, die im Haupthaus wohnten. Zu guter Letzt stand da noch ein Mann mittleren Alters vor dem Feuer. Mit einem großen Löffel wendete er in der Pfanne Fisch, der einen Duft nach Meer, Salz und knuspriger Mehlpanade verströmte.

Als die ums Feuer Sitzenden Edith entdeckten, verstummten sie kurz. Dann hellte sich Alfons' Gesicht auf.

»Na, von den Toten auferstanden?«, fragte er sie schelmisch grinsend. Er blickte sie dabei an, als würden sie sich schon ewig kennen, was Edith ein wenig irritierte. Doch augenscheinlich erwartete er gar keine Antwort, denn schon sprach er einfach weiter. »Edith, stimmst? Magda hat uns schon alles über dich verraten. Na ja, zumindest das, was sie wusste. Du bist aus Hinterpommern, nicht wahr?«

»Alfons«, unterbrach die Mutter. »Nun sabbel doch nicht so viel. Siehst du nicht, dass du sie ganz verschreckst?« Sie wandte sich Edith zu. »Ignoriere ihn einfach. Ich bin Hertha. Und das ist meine Tochter ...«

»Simone. Wir haben schon Bekanntschaft gemacht«, unterbrach Edith. Das Kind guckte Edith ein wenig erschrocken an, nickte dann aber schnell, als sie ihr schließlich mit einem leichten Lächeln zuzwinkerte.

»Setz dich doch zu uns!«, sagte Hertha und deutete auf einen noch freien Platz. Edith zögerte, schließlich nahm sie etwas abseits des Feuers im hohen Gras Platz.

»Hast du Hunger?«, fragte Hertha. »Max brät gerade Fisch.«

»Blöde Frage, natürlich hat sie Hunger«, unterbrach Alfons sie. »Jeder, der 300 Kilometer gelaufen ist, hat Hunger.«

»Schon gut«, mischte Edith sich schließlich in den kleinen Zank ein. »Ich habe schon etwas gegessen. Mehr, als mir zustand«, fügte sie in Gedanken an den Mohnkuchen etwas reumütig hinzu.

Hertha nickte verstehend. Ohne weiter nachzuhaken, sagte sie nur: »Morgen nehme ich dich mit aufs Feld. Dann kannst du für dein Essen arbeiten und brauchst kein schlechtes Gewissen mehr zu haben.«

Edith nickte dankbar, während sie schweigend ins Feuer blickte.

Nach einer kurzen Weile stand Simone plötzlich vor ihr. Edith hatte nicht bemerkt, wie das Mädchen vom Schoß ihrer Mutter gehüpft und auf sie zugekommen war. Erst jetzt stellte Edith fest, wie klein sie doch noch war. Vier oder fünf Jahre alt, schätzte sie. Mit etwas Schwung ließ sich das Mädchen neben Edith ins Gras plumpsen. Sie

pflückte einen Halm, steckte sich das eine Ende in den Mund und kaute darauf herum. Dabei ließ sie Edith nicht aus den Augen.

»Bist du allein?«, fragte sie dann unumwunden.

Edith erschrak kurz ob der direkten Frage, nickte dann aber.

»Wo sind deine Eltern?«, bohrte sie weiter nach.

Edith überlegte kurz, bevor sie antwortete. »Mein Vater hat in Stalingrad gekämpft. Er ist nicht zurückgekehrt.«

»So wie mein Onkel. Der ist jetzt im Himmel. Ist dein Papa dort jetzt auch?«

Edith schluckte, blickte sich kurz hilfesuchend um. Doch die anderen waren bereits wieder in ihre Gespräche vertieft. Hertha war aufgestanden, um nach Marie zu sehen.

Edith blickte wieder zu Simone und seufzte schließlich. »Vielleicht!«, antwortete sie knapp. Die Gedanken an den Himmel und die Hölle, an Gott und Versöhnung waren für Edith so weit weg wie ihre Heimat. Doch das allein war es nicht, was sie zögern ließ. Sie wusste einfach nicht, was mit ihrem Vater passiert war. Vielleicht war er tatsächlich gefallen. Möglich war es aber auch, dass er noch lebte und versuchte, nach Hause zu finden. Einem Zuhause, das jedoch nicht mehr existierte.

»Und deine Mama?«

»Sie war krank. Typhus. Kennst du das?«

Simone schüttelte den Kopf.

»Keine schöne Krankheit«, antwortete Edith.

»Gibt es denn schöne Krankheiten?«, fragte Simone etwas irritiert.

Edith musste ob der erfrischenden Unbedarftheit kurz schmunzeln. Dann antwortete sie: »Vermutlich nicht. Aber es gibt Krankheiten, die nicht ganz so schmerzhaft sind und an denen man nicht unbedingt stirbt.«

Simone nickte, obwohl Edith sich nicht sicher war, ob das Mädchen wirklich verstand, was sie meinte.

Dann sah Simone sie wieder an. Ihre Kinderaugen strahlten eine Unschuld aus, um die Edith sie ein wenig beneidete. »Und sonst hast du niemanden mehr?«, bohrte sie weiter nach.

Edith überlegte kurz, dann schüttelte sie den Kopf. Sie konnte nicht über Esther sprechen. Nicht mit Simone und auch sonst mit niemandem.

»Wie schade«, antwortete Simone da schon. »Ich hab ja noch meine Schwester. Obwohl die noch ein Baby ist. Mehr als schreien und pupsen kann sie noch nicht.«

Dann ließ sie ihren Grashalm plötzlich sinken und sah Edith an, als hätte sie die beste Idee seit Langem. »Wenn du willst, kann ich deine Freundin sein. Dann hast du mich.«

Ein kleines Lächeln huschte über Ediths Gesicht. »Ja, das wäre schön!«, antwortete sie dabei.

Simone lächelte zufrieden und steckte sich den Halm wieder in den Mund. Edith zupfte nun auch einen Grashalm ab und tat es ihrer neuen Freundin gleich.

Später am Tag, als die Sonne sich langsam dem Horizont zuneigte und die ersten Wipfel des Kiefernwaldes kitzelte, ließ sie das Bauernhaus und die Hütte hinter sich, um ein wenig spazieren zu gehen. Sie wollte noch etwas allein sein.

Während der Flucht waren immer Menschen um sie herum gewesen. Mit Dutzend anderen hatte sie in kleinen Scheunen geschlafen, sich das Strohbett mit Alt und Jung, Fremden und Bekannten geteilt. Als ihre Ferse angeschwollen war und jeder Schritt geschmerzt hatte, hatte sie sich zwischen Alten und Gebrechlichen auf einen Pferdewagen gequetscht. Und im Auffanglager in Stralsund hatte sie in einem ehemaligen Tanzsaal geschlafen, der bis aufs letzte Feldbett belegt gewesen war.

Auf der Flucht war es wichtig gewesen, zusammenzubleiben, sich gegenseitig Schutz zu bieten und aufeinander achtzugeben. Jetzt endlich konnte sie auch einmal allein sein. Und sie war froh um jede einsame Minute, auch wenn sie aufpassen musste, dass ihre Gedanken nicht allzu trübe wurden.

Edith ließ ihren Blick schweifen. Hinter dem Bauernhaus taten sich goldgelbe Getreidefelder auf, Äcker, deren Grün in der Sonne spross, sowie ein lang gezogenes Waldstück, aus dem das Klopfen der Spechte zu hören war. Noch am Feuer hatte Hertha ihr erzählt, dass die Ländereien – fast sechzig Hektar insgesamt – zum Gehöft gehörten und seit mehreren Generationen in Besitz der Familie Gerber waren.

Edith sog die frische spätabendliche Luft mit tiefen Atemzügen ein. Es roch nach Erde, Weizen, Kiefern und auch ein wenig nach Fisch, wie Edith überrascht feststellte. Das Meer konnte also nicht mehr weit sein. Sie nahm einen kleinen Pfad, der durch die Felder in den Wald hineinführte, und folgte ihrer Nase und dem Geschrei der Möwen, das aus einiger Entfernung schon zu hören war.

Nach ein paar Hundert Metern öffnete sich plötzlich der Wald und gab den Blick auf den wolkenlosen Horizont frei. Die Kiefern standen Spalier vor einem niedrigen Schutzwall, der aus heller Erde und einigen windverwehten Grasbüscheln und Sträuchern bestand. Ein kleiner Weg führte über die Dünen hinweg und endete in einem Meer aus feinstem Sand. Dahinter erstreckte sich das blaue Wasser, so weit Edith blicken konnte.

Im ersten Moment war sie von dem Anblick überwältigt. In ihrer Heimat gab es unzählige Flüsse und Bachläufe, die sich in den schönsten Blau- und Grüntönen mal reißend und mal geruhsam ihren Weg durch die pommerische Landschaft bahnten. Doch das Meer hatte sie noch nie zuvor gesehen. Die Kraft, die es ausstrahlte, zog Edith an. Gleichzeitig flößte es ihr aber auch tiefen Respekt ein und stimmte sie melancholisch. Es schien unergründlich und vor allen Dingen unüberwindbar. Während die Gewässer ihrer Heimat im fortlaufenden Fluss waren, sie weitertrugen, Veränderung schafften, umschloss das Meer diese Insel wie eine Grenze. Eine Grenze, die Edith von ihrem früheren Leben trennte.

Einem Impuls folgend zog Edith ihre schweren Stiefel sowie die Strümpfe aus, steckte ihre nackten Füße in den noch warmen Sand und ging ein paar Schritte auf das Ufer zu. Sie setzte sich auf einen angeschwemmten Baumstamm, der von den Wellen ganz glatt geschliffen war, und blickte nachdenklich aufs Meer hinaus.

Da erspähte Edith plötzlich etwas im Wasser, das dort nicht hinzugehören schien. Etwas Dunkles, das im Takt der Wellen hin- und herschwappte. Dann tauchte es unter und war nicht mehr zu sehen. Edith sprang auf, suchte das unruhige Wasser ab. Doch es schien nicht mehr da zu sein. Sie lief den Strand entlang, näher zu der Stelle im Wasser, wo sie das dunkle, schwimmende Etwas gesehen hatte. Sie konzentrierte sich so sehr

darauf, die Wasseroberfläche abzusuchen, dass sie beinahe über ein paar Schuhe und ein Kleid gestolpert wäre. Die Sachen lagen im Sand, achtlos hingeworfen, so als hätte die Trägerin sich ihrer in aller Eile entledigt. Das Muster des Kleides kam Edith irgendwie bekannt vor, auch wenn sie nicht wusste, woher.

Sie blieb stehen und starrte erneut aufs Wasser hinaus. Dann endlich sah sie wieder das Dunkle aufblitzen und erkannte nun auch, was es war: ein pudelnasser Haarschopf, der dem Spiel der Wellen ausgesetzt schien. Edith erschrak zutiefst und schrie gegen die brandenden Wellen: »Hallo! Brauchen Sie Hilfe?«

Doch die Person, die dort im Wasser trieb, hatte den Rücken zum Ufer gewandt und hörte Ediths Ruf nicht.

Edith drehte sich um, ihr Herz raste vor Aufregung. Hastig suchte sie den Strand ab, schaute nach links und rechts und ließ ihre Augen über die Dünen schweifen. Doch außer ein paar Möwen, die unbeeindruckt im Sand umherwatschelten, war weit und breit niemand zu sehen.

Da erfasste eine Welle den Haarschopf und zog die Person erneut unter Wasser. Edith konnte sie nicht mehr sehen. Panik stieg in ihr auf. Angestrengt versuchte sie einen klaren Gedanken zu fassen, überlegte, was sie nun tun sollte. Was in so einer Situation vernünftig und angemessen wäre. Doch in Ediths Kopf schwirrten die Gedanken wild durcheinander, überschlugen sich, bis sie schließlich einen vollkommen verrückten Entschluss fasste.

Sie stapfte ins Wasser, auf die Stelle zu, an der sie die Frau eben zuletzt gesehen hatte – dabei konnte sie doch nicht einmal schwimmen.

Die Wellen schlugen erst gegen ihre Knöchel, dann gegen die Waden und Schenkel. Ihr Kleid sog sich sofort mit Wasser voll und hinterließ an ihrem ganzen Körper eine Gänsehaut. Ihre Zähne begannen schon jetzt zu klappern. Doch sie riss sich zusammen und ging weiter durch das kühle Nass immer tiefer ins Meer hinein. Als ihr das Wasser bereits bis zur Brust stand, hatte sie Probleme, ihre Füße auf dem sandigen Boden zu behalten. Sie rutschte immer wieder weg, spürte, wie das Wasser ihr den Untergrund wegzog, tauchte beinahe unter, bevor sie wieder Halt fand. Mit ihren Armen versuchte sie das Wasser beiseitezuschieben, obwohl sie doch wusste, dass das unnütz war.

Suchend ließ sie ihren Blick schweifen. »Hallo! Hallo! Wo sind Sie?«, rief sie erneut so laut und kräftig, wie sie konnte. Wellen schwappten ihr dabei immer wieder ins Gesicht. Ungewollt schluckte sie auch Wasser, das zu Ediths Überraschung salzig schmeckte und einen schier ekelhaften Geschmack auf der Zunge hinterließ. Sie hustete stark.

Plötzlich erfasste Edith eine große Welle und drückte sie vollständig unter Wasser. Gleichzeitig verlor sie den Boden unter den Füßen. Wie wild strampelte sie, versuchte an die Oberfläche zu kommen oder wenigstens wieder Fuß zu fassen. Doch das Wasser zog mit ungeahnter Kraft an ihrem Körper und riss sie mit der Welle mit.

Da spürte sie plötzlich einen Arm, der ihren Brustkorb umschloss und sie nach oben zog. Als sie wieder an der Oberfläche war, japste sie nach Luft. Sie spürte erneut den Boden unter ihren Füßen, brauchte aber noch eine Weile, um sich zu orientieren. Dann drehte sie sich um.